

Interview mit Thomas Rühmann zum Thema FREIHEIT von Konstanze Caysa

Teil 4: Langsamkeit

Leben ist Bewegung. Leben ist dynamisch, vollzughaft, prozesshaft. Es ist Veränderung. Ist es das nicht mehr, ist es auch kein Leben mehr ...

Welche Rolle die Zeit in Form von Langsamkeit und Einsamkeit des selbstbestimmten Individuums spielt und in bezug auf welche Normen, darüber spricht der Künstler Thomas Rühmann in diesem 4. Teil des Gesprächs mit Konstanze Caysa. Was hat die Zeit in unserem Leben mit Freiheit zu tun?

Wir haben über die Langsamkeit gesprochen in Bezug auf das Theaterstück „Die Entdeckung der Langsamkeit“ von Sten Nadolny. Gemeinsam mit Tobias Morgenstern, mit dem Sie das Theater am Rand in Zollbrücke betreiben, beschäftigen Sie sich mit diesem Stoff schon über einen langen Zeitraum hinweg: über 20 Jahre. In seiner Charakteristik haben sie die Heldenfigur des Nadolnyschen Romans ja praktisch neu erfunden: John Franklin. Sie arbeiten den Humor, der in dieser Figur, die immer irgendwie zu langsam zu sein scheint – für seine Kameraden in der Kindheit, in der Schule, für die Lehrer – für sich selbst vielleicht sogar, heraus. Damit wenden Sie das Tragische der Figur Franklin, der bis in eine groteske Unverstandtheit und damit Einsamkeit, die er in der Fremde erfährt: in der Welt der anderen, das ja im Kern bleibt, humoristisch um und zwar so, dass einem dennoch oft das Lachen im Halse stecken bleibt. Sie erzählen in virtuoser Wortakrobatik und mit minimalistischem Bewegungsaufwand wie dieser Junge, der durch seine Langsamkeit allen auffällt, doch wohl v.a. in seiner Selbstwahrnehmung mehr und mehr das Bedürfnis hat, sich trotzdem in der Welt zu beweisen, seine Andersartigkeit gegenüber den meisten nicht als Schwäche zu akzeptieren – vielleicht nicht einmal so deutlich wahrzunehmen - und somit als ewiges Opfer zu fühlen, sondern zu kämpfen, indem er seine eigenen Stärken auf eine irgendwie andere Weise zu perfektionieren sucht: er setzt sich durch in dieser irren Welt der Schnellen und Geschwinden, der dem Zeitgeist allzu Angepassten. Das Komische entsteht m.E., wenn Innen- und Außenperspektive aufeinanderprallen.

Thomas (?)

Innere Monologe, die John Franklin führt und die Sten Nadolny der Figur bzw. der historischen Person John Franklin in seinem Roman „Die Entdeckung der Langsamkeit“ als wesentlichen Charakterzug andichtet, erfinden Sie, Thomas, gemeinsam mit Tobias Morgenstern ein weiteres grundlegendes Wesensmerkmal hinzu: die Komik: der innere Monolog, der seine Komik aus dem tragischen Geiste des Lebenskünstlers John Franklin gebiert – bis hin zu Perfektionierung dessen, was er – vielleicht im Gegensatz zu den ganzen angepassten Schnellen dieser Welt – auszeichnet: innehalten, Zeit zum Durchdringen des Wesens der Dinge, die ihn umgeben, das Denken und Bedenken und sich selbst in der Welt begreifen wollens. Und gerade dadurch fesselnd für den Zuschauer und komisch wie existenziell ergreifend und Tobias Morgenstern erzählt dieselbe Geschichte parallel als kongenialer Musiker mit dem Akkordeon.

Die Zeit spielt so im Theater am Rand, wenn der erste Taktschlag mit dem geduldig strukturgebenden Metronom, auf der Bühne beginnt und damit der erste Akt des für den Zuschauer lebendig werdenden John Franklin, eine mindestens doppelte Rolle. Zum einen v.a. für Sie als Künstler, der

wohl eine Rolle des Lebens in dieser gefunden hat und eine Entwicklung über 20 Jahre mit der Rolle durchlebt: die 20 Jahre, in welche sie das Theaterstück spielen und zum andern die Thematisierung von Zeit im Leben des John Franklin, der mit seiner Eigen-Zeit-Wahrnehmung zunächst nicht normal unter den anderen erscheint, sich aber als Held die Umstände und Verhältnisse im Laufe des Stückes zu eigen Macht: er wird Herr seiner Zeit und darüber hinaus als Kapitän seines Schiffes auch der (Lebens-)Zeit der anderen, die unter seinem Kommando stehen, dieses Eigen-Zeit-Schiff unter seiner Leitung steuern und organisieren.

Welche Rolle spielt die langjährige Beschäftigung und das Spielen gewissermaßen „desselben Textes“ über 20 Jahre für Sie? Für ihr Leben? Was hat das mit der Langsamkeit, die im Stück selbst thematisiert wird auf Ihre ganz eigenerfundene Art und Weise damit zu tun?

(zusätzliche Antwort Thomas)?

Nach 20 Jahren kommt der Autor, Sten Nadolny, in den Zuschauerraum des Theaters am Rand in Zollbrücke, weil er sich endlich überreden lässt von Nachbarn, die das Theaterstück bei Ihnen angesehen haben und davon begeistert sind. Er ist es definitiv auch als er Ende November des vergangenen Jahres da war.

Wir hatten das schon kurz angesprochen in unseren Gesprächen, aber ich frage noch einmal: Wie war das für Sie?

(zusätzliche Antwort Thomas)?

Dazu ist mir noch etwas eingefallen, das mir keine Ruhe lässt.

Welche Chance hat der einzelne Mensch, wenn er alles ein wenig anders wahrnimmt als alle? Franklin ist erfinderisch und wird nicht müde seine eigenen Techniken im Umgang mit der Andersheit aller um ihn zu erfinden. Er ist sich selbstbewusster Mittelpunkt einer Welt, die er selbst erschafft -

– nicht unbedingt beabsichtigt und bewusst – und das hat mich so fasziniert an dem Nadolny-Stück bei euch – die sich in einem individuellen Zeiterleben gründet. Langsamkeit hat mit Zeit und Wahrnehmung von Zeit zu tun. Vielleicht kann man es eine selbstbestimmte Eigen-Zeit nennen, eine Zeit, die auf dem innersten eines Menschen fußt und von dort aus auch immer nur grundlegend gesteuert werden kann: in einer produktiv wie nüchtern harten Form der Einsamkeit, die dem Einzelnen ALLES abverlangt in vollster Eigenverantwortung

– wie ist es denn mit der Einsamkeit? Einsamkeit als Form, als Auch-Bedingung zu leben – im Sinne von: Einsamsein-Können. Eben nicht als Krankheitsbild im Sinne von einsam als vereinsamt oder so, sondern Einsamsein-Können als Lebenskunst, als eine Art Eigen-Insel oder verstanden als eine Art „innere Burg“, wie es Marc Aurel nannte. Oder aber verstanden einfach als: aus dem Tiefsten seiner Selbst heraus sein können – sofern man das überhaupt entdeckt. Was fällt Ihnen dazu ein? Können Sie dazu etwas sagen?

Im Anschluss an unsere Überlegungen über die Langsamkeit, könnte man ja Einsamkeit als Souveränität des Menschen im Umgang mit sich und mit anderen bezeichnen.

Einsamsein-Können als Lebenskunst, als eine Art Eigen-Insel oder verstanden als eine Art „innere Burg“, wie es Marc Aurel nannte, zu betrachten, wäre dann etwas, das den Kern eines selbstbestimmten Lebens ausmachen würde. Einsamkeit oder einsam-sein-können aus einer tiefen Sehnsucht des Einzelnen nach Selbstbestimmung im Leben.

Was fällt Ihnen dazu ein? Können Sie dazu etwas sagen?

Ich bin in Magdeburg aufgewachsen in einer Großfamilie mit fünf Schwestern und einem Bruder. Eine gewisse Zeit waren wir ja alle zusammen in einer großen Wohnung. Zwei Kinderzimmer, ein Schlafzimmer, das Arbeitszimmer meines Vaters, ein Wohnzimmer, eine Küche und ein Bad und ein 12 Meter langer Flur. Und noch ein kleiner Schlauch. Das war mein Zimmer.

Ich erinnere mich, dass ich dort alle zwei Jahre „Die Söhne der großen Bärin“ gelesen habe von Liselotte Welskopf-Henrich. Meistens fing ich im Herbst an und las den Winter durch. Ich habe dort auch begonnen Gitarre zu spielen und war viel mit mir allein. Aber drumherum hatte ich die Großfamilie. Das ist auch so ein bisschen durch mein Leben gegangen, ich war selten ganz alleine.

Ja, Sie sagen das schon: Alleinsein – Sie sagen nicht Einsamkeit. Das sehe ich auch so: Alleinsein heißt, dass man noch eingebettet ist, andere sind da und sie kommen zurück und man kann hingehen – man ist für sich und in diesem Sinne freiwillig einsam: selbstbestimmt allein. Man weiß, dass man, weil man dort bestimmte Sachen findet, die man nur für sich selber machen kann.

Und Einsamkeit, wir haben das kürzlich in Bremen auf einer Tagung betrachtet, ist etwas, das richtig ins Extrem geht, bis zum Schmerz, aber genau daraus eine Härte zieht, die philosophisch-künstlerisch neue Gedanken gebiert. Wie eine Geburt, die total schmerzhaft ist und tatsächlich bis zum Rande des Todes geht. Das würde ich mit Einsamkeit bezeichnen und positiv formulieren.

Ich hätte auch praktisch Lust so etwas künstlerisch zu erarbeiten, ohne dass man sich einsam fühlt. Man holt sich ja oft aus der Literatur oder sonstwoher den Stoff, den man braucht. Denken Sie an Nick Cave – man spürt einfach, dass der mit sich zu tun hat. Da strahlt nicht nur Eigensinn, sondern eine leidenschaftliche Kälte heraus aus dieser Musik. Das hole ich mir bei ihm. Vielleicht steckt ja auch Quentchen davon in einem selbst.

Ja, klar, das macht man.

Wir spielen im Theater am Rand oft Stücke, die im 19. Jahrhundert beginnen. Das heißt, die Zeit der Romantik interessiert uns. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass wir ein Theater gebaut haben, das selbst Natur ist. Wir können im Sommer den Theaterraum öffnen und die Zuschauer haben dann den Blick raus in das Oderbruch, in den Himmel. Abends kommt dann der Wind auf, und wenn es Nacht wird, spürt man die Nähe der Oder. Ein bisschen wie Caspar David Friedrich auf dem Kreidefelsen. Wahrscheinlich sind wir Romantiker.

Wir sind auch so ein radikal-ökologischer Haufen: wir haben z.B. Trockentrenntoiletten und brauchen für 25000 Zuschauer im Jahr kein Wasser. Und der Strom ist natürlich von Greenpeace.

Die Stücke, die wir spielen, haben oft damit zu tun – mit der Gefährdung der Welt oder der Natur.

Wir schärfen unseren eigenen und den Blick der Zuschauer. Bei der „Entdeckung der Langsamkeit“ ist das ganz deutlich – letztlich ist es aber auch „Das grüne Akkordeon“, letztlich ist es auch „Seide“.

Nadolny sagt: allein schon, dass man sich mal hinsetzt und die Augen zumacht und horcht – allein das schon ist eine widerständige Tat. Manchmal muss es nicht mehr sein. Manchmal bedarf es nur eines kleinen Innehaltens. Und da haben wir in den jetzigen Wochen ja genügend Gelegenheiten.

Innehalten – das ist der Beginn jeder Philosophie. Sie haben also ein sehr philosophisches Theater.

Ja, aber das Schöne ist, wir beabsichtigen es nicht, sondern es passiert uns einfach. Vielleicht ist das ja auch das Geheimnis des Theaters